

Guten Abend,

mein Thema heute Abend ist die „Migration“, wobei ich das deutsche Wort bevorzuge: „Wanderung“. Gottseidank darf ich mich auf das 18te und 19te Jahrhundert beschränken, denn wenn ich die aktuelle Zuwanderung noch mitaufnehmen müsste und damit zwangsläufig die Russen mit deutschem Hintergrund von 15 Jahren, die Gastarbeiter in den 60ern-70ern, die Flucht der von den Nazis Verfolgten nach 1935 oder – aktuelles Beispiel – die Wanderarbeiter vom Bostalsee (und ich bin sicher, ich habe noch die ein oder andere Gruppe vergessen), dann würde das ein langer Abend werden.

Auch so ist das Thema schon umfangreich genug, und ich werde manche Gruppen, von denen der ein oder andere denken wird, „na, die hätte er aber nennen müssen!“ links liegen lassen oder gar nicht nennen.

Das Thema ist so umfangreich, dass ich mir gerade deswegen eine Gruppe herausgesucht habe, über die bisher wenig geforscht wurde, die aber ein großes Spektrum abdeckt. Aber dazu etwas später mehr.

Der Tenor hinter den Faltblättern, die momentan im Entstehen sind - und damit auch hinter unseren Vorträgen – ist der, die Informationen den Lesern und heute Ihnen, den Zuhörern, so einfach wie möglich nahe zu bringen.

Ich habe mir das so gedacht, dass ich uns erst mal generell mit dem Begriff und seinen Inhalten beschäftigte und dann zu ein paar dieser Inhalte Beispiele suche.

Den Titel habe ich einem SF-Roman entlehnt, den ich vor vielen Jahren las und der eine Zukunft beschreibt, die hoffentlich nie auch nur ansatzweise wahr wird. David Chippers „Zeit der Wanderungen“

Uns heute bei diesem Vortrag stellen sich folgende Fragen:

- **was** ist diese Wanderung überhaupt, von der wir sprechen-hören?
- **wer** wandert da?
- **wie** wandert er (oder sie)?
- **warum** wandert er
- **woher** kommt der Wanderer -**wohin** geht er
- **sooo**? Hier ist mir kein plakatives Wort eingefallen. Das „sooo“ mit drei „o“ soll sagen: Hör mal, woher weißt Du das eigentlich? Da geht's um unsere Quellen.

Wanderung, das ist die Bewegung eines Menschen, einer Familie, einer Gruppe oder gar eines ganzen Volkes von einem Ort zum anderen. Auf der Folie sehen wir Bewegungen ganzer Völker während des ersten Jahrtausends nach Christus, also während der sog. Völkerwanderung. Dabei kann dieser andere Ort, wohin die Wanderung geht, sehr weit weg liegen oder gerade mal eine Tür weiter.

Wanderungen geschehen auf mannigfache Weise – ganz zu Fuß oder auf Pferderücken, auf Wagen, vor die man Tiere aller Art spannt – von Pferden bis Kühe und Ochsen, seltener Hunde.

Später mit Gefährten, die sich scheinbar selbst bewegen. Sie haben null bis vier Räder und bewegen sich zu Land, zu Wasser und noch später durch die Luft.

Und noch viel später sogar noch darüber hinaus.

Wanderungen hat es immer schon gegeben – bevor und nachdem die Menschen sesshaft wurden und bis zum heutigen Tag. Manche wanderten freiwillig, weil sie es wollten, und andere wurden dazu gezwungen.

Man denke da an die Hugenotten, die aus Frankreich flüchten mussten, um ihren protestantischen Glauben zu bewahren.

Auch bei den Freiwilligen gab es viele, die – vor die Wahl gestellt – sich zum Wandern entschlossen, wo andere blieben, wo sie waren.

Wir Betrachter heute ziehen die Wege nach, die sie gingen, im Geiste, auf Karten und in Wirklichkeit und fragen uns nach ihrem Beweggrund, der Ursache des Wanderns.

Wir haben bestimmte Vorstellungen, die wir hegen und pflegen, ob sie sinnvoll sind oder nicht „ja, die gingen, weil...“ und dann kommt eine Begründung, die wir uns selbst erdacht oder von anderen gehört oder irgendwo gelesen haben.

Es gibt Standards, die wir in schlaun Büchern lesen und uns dann vorsagen, ob sie stimmen oder nicht, ob sie sinnvoll sind oder nicht.

Manche hatten ein Ziel vor Augen, manche nicht, andere zogen einfach ins Blaue hinein, darauf wartend, dass das Ziel sich ihnen zeigen würde, und anderen war es egal, Hauptsache, weg von hier.

Dieses Ziel konnte ein Ort sein („Amerika“) oder eine Idee („Religionsfreiheit“, „keine Steuern“). Manche dieser Orte gab es wirklich, und manche waren Träume oder Luftschlösser (wie das „gelobte Land“ der Auswanderer von 1709, die aus einem Buch von freiem Land in Amerika hörten und meinten, was für andere gilt, gälte auch für sie). Und für manche – und nicht nur die auf dem Jakobsweg – war der Weg das Ziel.

Hier in Oberthal denken wir da an die Rötelkrämer, die beim Verkauf ihrer Ware mobil blieben, bleiben mussten. Ihre Spuren – so hat mir Hermann Scheid erzählt, der ihnen eine gute Zeitlang nachforschte – finden sich entlang der Routen, denen sie folgten. Denn dort kamen ihre Kinder auf die Welt.

Sie brachten nicht nur Geld mit nach Hause, sondern auch ihre Erinnerungen an das, was sie anderswo gesehen haben.

Denn das brachten die Rückkehrer mit – Gesehenes, Erlebtes, das sie in kleinen Portionen auf ihr Zuhause anwenden konnten. Wie sagen wir heute: „Input“.

Roland Paul aus Kaiserslautern hat mal bei einem Vortrag über die Wandermusikanten aus dem Kuseler Land die Front eines Hauses gezeigt, das

von einem zurückgekehrten Wanderer gebaut worden war. Sie ähnelte nichts, was es hier damals gab. Er hatte sie in Amerika gesehen und als Innovation mit nach Hause gebracht.

Viele sind aufgebrochen, aber nie angekommen. Viele kehrten um oder landeten irgendwo, wo sie gar nicht hinwollten. Wie etwa das eine Drittel der 12.000 Auswanderer von 1709, die von der britischen Krone in Irland angesiedelt wurden.

Und viele kamen um – auf dem Weg zu den Häfen oder auf den Schiffen oder auf dem Landweg auf dem Weg zum gelobten Land.

Von denen, die ihr Ziel erreichten, dürften die meisten auch dort geblieben sein. Manche drehten noch am Ziel um und kehrten wieder nach Hause zurück oder zogen vom Ziel aus noch weiter.

Das Foto zeigt den amerikanischen Schauspieler Lee Marvin in „Westwärts zieht der Wind“, während er sein bekanntes Lied „Wandrin Star“ singt. Obwohl erst 1951 komponiert, trifft es die heimatlosen Wanderer wohl am besten: „Ich bin unter einem Wanderstern geboren. Räder sind da zum Rollen, Maultiere, um bepackt zu werden. Die Heimat ist nur dazu da, um davon wegzukommen. In Träumen kehrt man dorthin zurück, doch möge Gott verhüten, dass diese Träume jemals wahr werden.“

Wir erfahren von ihren Wanderungen durch ihre eigenen Schriften, z.B. durch die Briefe von Jakob Wommer aus Eitzweiler, der 1873 nach Amerika auswanderte und sich in Pennsylvania niederließ.

Er schreibt z.B. von seiner Schiffsreise über den Atlantik:

Am 8ten und 9ten etwas Sturm. Am 17ten wurde ein Kind begraben, es wurde auf ein Brett gelegt mit einem Tuch zugedeckt, an den Rand des Schiffes gebracht und der Capitain ein Gebet hilt, in Englischer Sprache, auf ein Zeichen schlug die Glocke einige mal und das Brett wurde aufgehoben sodaß

die Leiche unter dem Tuch hinab rutschte ins Meer, worauf der Capitain eine lange Rede hielt.

Carl Nikolaus Riotte aus St. Wendel war Jurist und Vorstandsmitglied einer Eisenbahnlinie in Elberfeld, heute Wuppertal, bis er sich 1848 der Revolution anschloss und nach ihrem Scheitern nach Amerika fliehen musste. Er ließ sich in Texas nieder, wurde unter Abraham Lincoln Botschafter für Costa Rica und kehrte 1873 nach Europa zurück. Er starb 1887 nahe Zürich in der Schweiz.

Vom 3. Oktober bis 3. November segelte er mit seiner Familie auf der „Stevens“ von Antwerpen nach New Orleans, Missouri. Hier seine Schilderung vom dritten Tag an Bord aus seinem Tagebuch.

„Aus dem Zwischendecke kamen über die dortigen Zustände schauerhafte Bülletins heraus. Peter hatte zuerst geklagt über Schwindel, er hielt sich aber nachher am besten. Auch ich hielt mich lange, mußte aber doch endlich meinen Tribut bezahlen. Mariechen wurde zuerst krank; sie und Eugen behaupteten, Leibweh zu haben. Die schwache Misle wurde tüchtig seekrank, Eugen kotzte mit der größten Gemüthlichkeit und bedauerte die gute Nudelsuppe, die auf den Boden ihm ohne irgend eine Beschwerde zu Munde herauslief. Herrmann hielt aus, zuletzt behauptete er, er wäre müde, und nun ging es auch bei ihm los. Auch das Mädchen und selbst der kleine Walther erbrachen sich, sie lagen auf dem Boden ganz friedlich nebeneinander. Am meisten litt meine arme Anna. Es war ein fast fürchterlicher Anblick. Eugen und Anna ergossen sich vom Canapee herunter, vor dem Tische lagen das Mädchen und Walther. Während ich aus dem Bette meiner Anna hervorpustete, kotzte Herrmann von oben über mich herab, und Misle lag halb todt in meinem Bette. Ihr könnt Euch wohl denken, was diese Erscheinungen hervorrief. Ein starker Ostwind hatte uns schnell aus der Schelde in die Nordsee getrieben. Der so oft von mir besuchte Leuchthurm von Ostende war das Letzte, was ich sah. Von da ab lag ich zu Bette. Doch erbrach ich mich sehr wenig und leicht, während meine arme Frau den ganzen Tag über furchtbar würgte.“ usw.

Andere Berichte haben wir von Menschen, die die Auswanderer trafen oder die mit ihnen reisten wie z.B. Christian Beck, selbst Aus- und Rückwanderer, der im Juni 1852 im amerikanischen Massachusetts auf dem Walfänger Tahmaroo anheuerte. An Bord traf er Nikolaus Wassenich, geboren in St. Wendel auf der Fausenmühle.

Als sie nach zwei Jahren Fahrt Neuseeland erreichten, desertierte Wassenich vom Schiff. Er kehrte nach Deutschland zurück, um ein Jahr später wieder nach Amerika auszuwandern – diesmal für immer.

Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht;
Jeder hat in seinem Gleise
Etwas, das ihm Kummer macht.

Mutig, mutig, liebe Brüder,
Gebt das bange Sorgen auf;
Morgen steigt die Sonne wieder
Freundlich an dem Himmel auf.

Aber unerwartet schwindet
Vor uns Nacht und Dunkelheit,
Und der Schwergedrückte findet
Linderung in seinem Leid.

Darum laßt uns weitergehen;
Weichet nicht verzagt zurück!
Hinter jenen fernen Höhen
Wartet unser noch das Glück.

Wenn wir an Wanderungen ins Ausland denken, an Auswanderungen, dann denken wir fast immer an Wanderungen nach Übersee.

Dabei fanden die frühesten nachweisbaren Auswanderungen aus unserer Kante schon mindestens im 17ten Jahrhundert statt – bestimmt sogar früher.

Mit dieser unserer Kante meine ich das alte Amt St. Wendel, wie wir es hier auf dieser Karte von Arnold Mercator in seinen Grenzen von 1566 sehen – es bestand aus den Orten St. Wendel, Alsfassen und Breiten, Urweiler und Baltersweiler, Furschweiler und Born (heute Bornerhof), Reitscheid, aber nicht Grügelborn, der Mühle bei Gehweiler, aber nicht der Ort selber, dann Pinzweiler und die heutige Ortswüstung Spicksel, hier Spitzheller, genannt. Die

Leibeigenen in Hüttig- und Rassweiler sowie dem heutigen Oberthal und Namborn erlaube ich mir zu ignorieren. Und die späteren Verbindungen zu Theley und Hasborn ebenfalls. Und die an den Glan sowieso.

Da war z.B. ein Mann namens Johannes Heckmann, der kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg von St. Wendel aus als Schneider auf die Walz ging. Ich weiß nie, ob ich ihn seiner Erfahrungen wegen beneiden soll oder nicht. Er sah das Land, von dem wir gemeinhin ausgehen, dass es total verwüstet war, aus erster Hand, als er seine Reise antrat, die ihn schließlich nach Frankfurt am Main führte. Die Oberen der Stadt fragten in St. Wendel nach, wie es sich denn mit diesem jungen Mann verhielte. Und der hiesige Schultheiß, die Schöffen und Mitglieder des kurtrierischen Gerichts der Stadt St. Wendelin stellten ihm am 17. April 1651 dieses Leumundszeugnis aus. Darin steht, dass

„Peter Heckmann, Johannis Vater, und Margretha Winnweiler aus Gudesweiler, seine Mutter
beide seelig, d.h. verstorben,
Christliche Eheliebende Eheleuth gewesen,
die sich alhie zu St. Wendelin nach Christlicher Catholischer Ordnungh
Und gebrauch aufgeführt,
und Volgendts eine guete Zeit Zu Vrweiller, Jn einem negst bey der Statt alhie
gelegenen Dorff, gewohnt - bey einander wie frommen Christlichen Eheleuthen
geZimpt,
Vnd von Ehelichem Verhalten gewesen, Vnd Jn währendem Ehestandt den
genannten
Johanneßen neben Andern mehr Kindern,
Auß einem Reinen Vnd Vnbefleckten Ehebeth Ehelich geboren Vnd erZogen,
der sich dan auch die Zeit Er alhie Vnder der Eltern gehorsamb gelebt,
wie einem Ehrlichen Gesellen
geZimpt, Ehrbar Vnd woll Verhalten, auch sonsten Anderster nit Vor Kommen
p.“

Dies zu bestätigen, hängen die Aussteller ihr Stadt- und Gerichtssiegel unter das Dokument.

Noch früher Verzogene finden wir in einer Güterbeschreibung des St. Wendeler Amtes, die am 23ten September 1627 nach Orten aufgeteilt erstellt wurde.

Wirklich detailliert ist diese Liste nicht. Sie nennt jeweils den Haushaltsvorstand, seine Liegenschaften und deren Wert. Und die Steuern, die er bezahlen muss.

Hier haben wir den Jakob Hoff

der hat ein Haus im Wert von 50 Gulden,

Ackerland im Wert von 12 Gulden

Wiesen hat er keine oder sie sind nichts wert

Sein Garten bringt Früchte im Wert von 3 Gulden

Und „Nahrung“, das könnten die Gesamterträge an Nahrungsmitteln sein, aber da stehen 25 Gulden, das ist ein bißchen mehr als 12 + 3.

An Steuern zahlt er 2 albus 2 denar

und an Rauchgelt 12 albus. Rauchgeld ist eine Grundsteuer, die für Häuser mit einem Rauchfang gilt.

Die Liste hat gut 50 oder 60 Haushalte. Manche haben als Rauchgelt eine Null da stehen, aber wenn sie etwas bezahlen, dann 12 albus.

Interessant wird es dann, wenn hinter den Namen Wörter wie „migranit“ oder „discessit“ stehen:

migranit (weggezogen)

discessit (weggegangen)

Bei denen mit „discessit“ interessiert mich dieser Eintrag in Alsfassen besonders, den wir hier in der oberen Reihe sehen:

Bastian Klein, Haffner, discessit 0

Er war Haffner, d.h. er stellte Krüge her. Bei uns im Platt heischd das „e Hääbche“.

Ihm gehörte nämlich 1655 das Haus, das meine Frau und ich uns vor 18 Jahren gekauft haben.

Weggegangen, weggezogen, aber wohin?

In ein anderes Haus, in einen Nachbarort?

Hm. Von Alsfassen nach St. Wendel.

Oder gar ins Ausland. Also z.B. von Alsfassen nach Oberlinxweiler. Also von Kurtrier nach Nassau-Saarbrücken.

Wenn die Amerikaner sagen „he’s gone“, ist er entweder weggegangen oder gestorben. Aber hier in der Liste von 1627 wird bei verstorbenen Ehemännern die Witwe als Witwe bezeichnet. Das bleibt leider offen.

Doch wenden wir uns einigen Beispielen zu, bei denen wir wissen, wo sie hinwanderten:

Im 18ten und im frühen 19ten war der europäische Osten immer wieder das Ziel von Auswanderungen aus unserer Gegend.

Ein Zeugnis der besonderen Art ist dieser Schlüssel, den Werner Hans aus Bliesen vor vielen Jahren in der alten Kaplanei neben dem Pfarrhaus in St. Wendel fand. In dem Haus stöberte er mit seinen Pfadfinderkameraden einen oder zwei Tage vor dem Abriss. In einem Schrank lag dieser alte Schlüssel, den er mitnahm, weil der Zettel daran hing. Tatsächlich ist dieser Schlüssel einer von vieren, mit denen man in der Alten Zeit (Alten groß geschrieben) die Wendelslade öffnen konnte (die, die heute im Mia-Münster-Haus steht). Vier Parteien hatten Rechte an der Reliquie (das Hospital in Cues, die Stadt St. Wendel, das Bistum in Trier und die Pfarrei selber). Vier Schlösser versperrten den Zugang, und nur wenn alle vier Schlüssel präsent waren, konnte der Sarg geöffnet und ein Partikel der Reliquie entnommen werden.

An den Einkerbungen können wir erkennen, dass es sich dabei um den Schlüssel Nr. 3 handelt, der zum Schloss Nr. 3 gehört.

Was dieser Schlüssel mit Auswanderungen zu tun hat, sehen wir auf den beiden Seiten des angehängten Zettelchens.

Vom Sarg des hl. Wendelin ist 1752 (oder 1762) ein Partikel entnommen worden. Für die Königin von Ungarn mit Genehmigung der Obrigkeit.

Die Königin von Ungarn, damit ist Maria Theresia von Österreich gemeint. Sie wurde 1740 gekrönt.

Zur Zeit der Regentschaft ihres Vaters, Karls VI., gewann die Ansiedlung von Bauern aus Deutschland in einigen der teilweise durch die Kriege des 17ten Jahrhunderts entvölkerten Länder der ungarischen Krone an Bedeutung. Eine erste Siedlungswelle der sog. „Donauschwaben“ erfolgte zwischen 1722 und 1727.

Unsere Unterlagen schweigen sich zwar darüber aus, doch Max Müller weiß in seiner Geschichte der Stadt St. Wendel darüber zu berichten: „Bei der im Jahre 1739 erfolgten Ausstellung ... wurde mit Erlaubnis des Erzbischofs eine Rippe dem heiligen Körper entnommen und der Königin Maria Theresia von Ungarn zum Geschenke gemacht. Diese Reliquie war für die trierischen Auswanderer bestimmt, die sich im Banate angesiedelt hatten. Wahrscheinlich ruht sie in dem Altare der heute rumänischen Stadt Perjamos, wo sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts viele Auswanderer aus St. Wendel und der nächsten Umgebung niedergelassen hatten.“

Nicht zum ersten Mal muss ich mich fragen, woher Müller diese Weisheit hat. Denn in Perjamosch weiß niemand etwas von dieser Reliquie – mal abgesehen von der Diskrepanz von 14 Jahren zwischen 1739 und 1752. Ich habe zusätzlich die Kirchenrechnungen im Pfarrarchiv St. Wendel durchforstet – von 1739 bis 1752 – und eine Menge interessanter Sachen gefunden, aber keine Ausgaben, die in Zusammenhang mit einer Reliquientnahme stehen.

Und wenn ich mir die Schrift genauer anschau, bin ich nicht sicher, ob die letzte Ziffer eine „5“ ist oder eine „6“. Denn 1762 wurde die Lade komplett renoviert.

Wir bleiben im Osten, gehen aber ein Stückchen weiter nördlich und 50 Jahre weiter.

In den Akten des Notars Hen aus St. Wendel habe ich diesen Vertrag gefunden, mit dem der Maurer Nicolas Hemmer und seine Ehefrau Anna Maria Franziska Müller aus Bliesen ihre sämtlichen Mobilien sowie ihr Wohnhaus mit Stallung, Hofgering und Garten in der Gemeinde Bliesen an Johann Biegel, Bliesens Bürgermeister, verkaufen.

Welche Mobilien das sind, erfahren wir auf der zweiten Seite:

Eine Kuh, gedroschene Früchte wie Hafer und Stroh, außerdem Heu, Grundbirnen und ein halber Wagen.

Und dann kommt der interessante Satz ...

und überhaupt alle Mobilien

„welche die Verkäufer nicht mit nach Polen nehmen“

„Polen“ war nicht das heutige Land, sondern das sog. „Russisch-Polen“ östlich der Weichsel, das infolge des Wiener Kongresses von 1815 entstanden war; es zog sich bis ins heutige Litauen hinein. Es war mit dem russischen Zarenreich unioniert war und wurde von diesem auch verwaltet.

Im Familienbuch Bliesen sind Nikolaus Hemmer und seine Ehefrau Anna Maria Müller mit 13 Kindern gelistet, der älteste Sohn Johann geboren 1789, die jüngste Tochter Johann im Mai 1815. Als die Familie 1817 mit all ihren Kindern auswanderte, waren sie nicht die ersten, die „Russisch-Polen“ als Ziel gewählt hatten.

Bereits ein Jahr zuvor hatten sich mehr als 87 Familien aus 21 Orten auf den Weg dorthin gemacht. Um sich die nötigen Reisemittel zu verschaffen, haben die meisten von ihnen schon im Sommer unter dem Vorwand, nach Russisch-Polen auszuwandern, ihr Vermögen veräußern lassen.

Und zwar „ohne Bedingung des Rückkaufs“. Dieser findet sich oft in solchen Akten. Die Leute verkaufen ihr Haus, bedingen sich aber den Rückkauf binnen einer gewissen Zeit, damit sie – falls es mit dem Auswandern nicht klappt – wieder zurückkehren können und ein Heim über dem Kopf haben.

Diese Liste stammt vom 4. August 1816. Die Orte, die sie lesen, lagen alle im Fürstentum Lichtenberg.

- Alsfassen 3
- Baltersweiler 6
- Bergweiler 1
- Bliesen 2
- Breiten 4
- Furschweiler 3
- Gehweiler 4
- Grügelborn 11
- Hasborn 2
- Hofeld 4
- Mauschbach 3
- Namborn 4
- Oberkirchen 6
- Oberlinxweiler 3
- Reitscheid 5
- Roschberg 5
- Seitzweiler 2
- St. Wendel 1
- Theley 4

- Urweiler 12
- Winterbach 3

Die coburgische Regierung wurde ihrem Ruf, den sie heute nach 180 Jahren immer noch genießt, gerecht und verzögerte die Abreise um mehrere Monate, so dass die Leute erst um den 1. Oktober 1816 herum losziehen konnten.

Was waren das für Leute, die da weg wollten?

Nun, das kennen wir ja schon aus anderen Epochen mit anderen Völkern. Willst Du etwas über jemanden erfahren, frag seine Feinde. Gut, „Feind“ ist ein bißchen übertrieben.

Fragen wir den Oberbürgermeister Cetto, der im Auftrag der Coburgischen Landesregierung die Fälle untersuchte. Über 15 Auswanderungslustige hat er seine Meinung aufgeschrieben. Lassen Sie mich ein paar herausgreifen:

Peter **Kremer**, 42 Jahr alt, Alsfassen

Untadelhafter Wandel, wahrscheinlich durch seine Frau, die Schwester des Hauptanführers der Auswanderer, zu der Tollheit verleitet.

Jacob **Altmeyer**, Alsfassen, 63 Jahr alt,

von jeher ein Brandweintrinker, ohne welche Truncksucht er ein recht bemittelter Landmann seyn könnte.

hatte wenig Vermögen, und alles ohne Bedingung des Rückkaufs veräußert.

Matthias **Wilhelm**, 40, Tagelöhner, stammt aus Lockweiler, seit 12 Jahr in Breiten.

Ein guter Tagelöhner, der sich aber in der Zeit durch die Contrebande mit Tabak während der franz. Reg. von der Arbeit entwöhnt und herausziehen ließ.

Peter **Jochem**, 35, gebürtig zu Urexweiler, wohnhaft in Breiten. Ist ein guter Tagelöhner und ruhiger Mensch, Schwager des vorigen, beide hauptsächlich durch ihre Weiber geb. Gomm zu dem projectirten Ritterzuge verleitet.
Ist ein komisches Wort, aber ich lese da „Ritterzug“

Johann **Heintz**, geb. Urweiler, 33.

Ein Säufer und nachlässiger Mensch, der mit mehr Fleis und Ordnungsliebe sich sehr gut hätte ernähren können.

Matthias **Jung**, geb. Alsweiler, 44, seit ohngefähr 3 Monat in Urweiler
Ein armer Mann, der Polen mit Peru und Mexico verwechselt.

Jacob **Schubmehl**, geb. Urweiler, 28, Tagelöhner

Wegen seiner Grobheit und mehrerer in der Gemeinde verursachten Unordnungen unvortheilhaft bekannt und deswegen sehr entbehrlich.

Und am Schluss noch meinen Favoriten:

Johann **Gregorius**, 45, geb. Pohlen, seit 19 Jahr in Urweiler
der Hauptanführer

Musicus ambulans, ein Wandermusikant

Sohn eines noch lebenden, sehr alten Wildbrettdiebes

Bey seinem Abgang kann die hiesige Gegend nur gewinnen
und die russische Regierung blos verlieren.

Den Fortgang der Reise können wir aus den Reisepässen erkennen. Das sind tolle Informationsquellen.

Zunächst aber heißen sie gar nicht „Pässe“, sondern „Vorweise“, weil man sie an den Kontrollpunkten vorweisen musste.

Ein Foto gab es natürlich nicht, also wurde das Gesicht des Antragstellers beschrieben:

Personalbeschreibung

Niklas Schu

Alt	50 Jahre
Größe	5 Schuh 7 Zoll
Haare	braun
Augenbrauen	idem
Augen	braun
Mund	mittelmäßig - hört sich heute negativ an, gemeint ist: durchschnittlich
Barth	braun
Kinn	mittelmäßig
Gesichtsfarbe	schwarzbraun (wohl nicht vom Schmutz im Gesicht)
besondere Zeichen	keine

Mit diesem Dokument wurden alle „Civil- und Militärbehörden geziemend ersucht, Vorzeigern dieses Dokumentes, welche gesonnen sind, nach Russisch-Pohlen zu reisen, frei und ungehindert über Frankfurth, Leipzig, Breslau und Warschau reisen zu lassen.“

Auf der Rückseite sehen wir, welchen Weg die Reisenden tatsächlich genommen haben. Denn an Orten wie den vorgenannten haben sie sich ihre Ausweise stempeln lassen:

Die erste Grenze erreichen sie zwischen dem heutigen Marienkrankenhaus und Werschweiler. Sie verlassen das Fürstentum Lichtenberg und betreten die bayerische Pfalz. Ihren Stempel erhalten sie in Kaiserslautern:

K'lautern d 9t 8ber 1816

das Kb PolizeiCommisariat

Auf dem Stempel steht Departement vom Donnersberg

Polizeicommissariat zu Kaiserslautern

60 Kilometer sind es bis dorthin – wie schnell sind die mit den Wagen gereist?
20 km am Tag. Ist zu schaffen.

Drei Tage später – am 12ten Oktober – erreichen sie Mainz und damit die Grenze ins Großherzogtum Hessen. Auf der A63 braucht man heute 70 min – aber damals die 85 km in drei Tagen, das ist ein gutes Tempo.

Als sie am 18. Oktober Fulda erreichen, erhalten sie keinen Stempel, nur einen „gewöhnlichen“ Eintrag. Wieder haben sie ihr Tempo durchgehalten – 150 km in sechs Tagen.

Obwohl sie 26. Oktober Weimar erreichen, werden sie Goethe kaum besucht haben. Hier gibt's wieder einen Stempel. 175 km sind sie in 8 Tagen gewandert. Die sind wirklich gut zu Fuß. Hier in Weimar haben sie ein gutes Drittel ihrer Reise zurückgelegt. Bis nach „Russisch-Polen“ sind es noch gut tausend Kilometer.

Der Eintrag „nach Gotha“ verrät das nächste Ziel.

D.h. Moment – Gotha liegt westlich von Weimar; dort sind sie vorgestern ein Stück südlich vorbeigekommen. Ein kleiner Umweg, um Ernst und Luise zu besuchen? Wohl kaum.

Mainz, vom 1. August.

Die fortwährende nasse Witterung hat außer den Nachteilen, welche sie überall mit sich führt, für die Bewohner der benachbarten Gegenden noch einen ganz besonderen; sie fördert nämlich den von mehreren Emmissarien erregten Entschluss, die Rheingegenden zu verlassen und sich in preußisch oder russisch Polen anzusiedeln.

Man hat das Gerücht verbreitet, daß die preußische Regierung den, in das Großherzogtum Posen einwandernden Rheinbewohnern Reisegeld und bei ihrer Ankunft in Polen jeden Familienvater für sich und für jedes Kind sehen Morgenland gebe; indes ist hierüber von keiner Behörde etwas bekannt gemacht und daher diese Sage für umso falscher anzunehmen, als preußisch Polen gar nicht menschenarm ist, und die Regierung bei dem dortigen

allgemeinen Streben nach freiem Grundeigentum Gelegenheit genug hat, ihre Ländereien teuer zu verkaufen, oder gegen hohen Zins zu verbracht, ohne erst viele freie Jahre bewilligen zu dürfen.

So allgemein das Gerücht von den großen Vorteilen, welche die nach Polen Auswandernden zu erwarten haben, auch verbreitet ist: so würde solches allein doch nicht den Entschluss zur Reise gebracht haben, die schönen Rheingegenden zu verlassen, um in einem über 100 Meilen weit entfernten Land ein unbekanntes Schicksal zu suchen, wenn die gesagt innerste Witterung die Aussichten auf eine ergiebige Ernte sowohl an Getreide als Wein nicht getrübt und dadurch die Besorgnis großer Teuerung und schlechter Zeiten herbeigeführt hätte. Indes fällt die Getreideernte, so man hört, in sehr vielen Gegenden sehr gut aus, und auch der Wein kann in den noch bevorstehenden Monaten August, September und Oktober noch sehr gewinnen, und daher sind die Besorgnisse einer allgemeinen außerordentlichen Teuerung nicht weniger als gegründet. Die größte Teuerung selbst wird aber niemals den Vermögensumständen der Rheinbewohner so nachteilig werden, als der Umzug von hier nach Polen, der es nötig macht, daß die Auswanderer ihr hiesiges Eigentum um einen sehr geringen Preis verschleudern und das erlöste Geld auf der langen Reise verzehren müssen. Kommen die neuen Kolonisten endlich an den Ort ihrer Berufung, welches bei der weiten Entfernung erst im Spätherbst und zum Teil erst im Winter geschehen kann, so sind sie ohne Obdach und bis zum Frühjahr alles Verdienstes beraubt; dann sollen sie sich in einer unbewohnten Gegend anbauen, ihre Wirtschaft einrichten, ihre Äcker urban machen usw. usw. und dies alles in einem Land, dessen Sprache sie nicht verstehen und schwerlich jemals lernen werden und in welchem man ebenso wenig die ihrige versteht.

Diese Umstände sind so richtig und die daraus sich ergebenden Gründe, hier am Rhein ruhig fort zu leben, liegen so nahe, daß man glauben sollte, sie müssten jeden abhalten, die hiesige Gegend zu verlassen; dennoch aber sollen viele Familien sich zu dem Wegzug nach Polen anschicken, und es ist dies nicht anders zu erklären, als dass allerlei Schwindler die Köpfe der Leute mit

übertriebenen vor Spiegelungen von dem, ihrer in Polen harrenden großen Glück erhitzen und sie dadurch verhindern, über ihr wahres bestes mit ruhiger Überlegung nachzudenken alle vernünftigen Männer, denen das Wohl dieser, von Irrtümern befangenen Menschen am Herzen liegt, besonders aber die Behörden und Ortsgeistlichen sollen es sich zur Pflicht machen, die Auswanderungslustigen über das, was ihnen nützlich ist, zu belehren und von einem Unternehmen ab soweit, welches ohne allen Zweifel den größten Teil einer sehr traurigen Zukunft entgegenführt.

An Herrn Oberbürgermeister Carl Cetto in St. Wendel, unterthäniges Anersuchen des Nicklas Schuch, Schneidermeister, gewesener Inwohner zu Breiten, um Erlaubniß, sich in Alsfassen nieder zu lassen.

Nicklas Schuch hat unterthänig vorzustellen, daß er letzt verflossenen Herbst gesinnet war, sein Glück in Pohlen zu suchen, auch deßwegen unterm 3ten 8ber einen Pass für ihn, seine Frau und 5 Kinder erhalten.

Auf der Reise hat er sich eines Besseren besonnen, ist zurückgekehrt und bei der herzoglichen Hohen Landes=Commission um Wiederaufnahme angesucht, die ihm auch gnädigst bewilligt worden. Da er aber bisher keine Wohnung erhalten konnte, die für ihn schicklich wäre, so bliebe er bisher in Oberalben im königlich bayerischen Gebieth.

Nun hat sich eine Gelegenheit geäußert, daß er eine Wohnung in Alsfassen bekommen kann; bittet daher um gütige Aufnahme in die Gemeinde Alsfassen.

Dieses hoffe er umso mehr, da er sich jederzeit fromm und ehrlich aufgeführt, und es solches fernerhin beobachten wird, und beharret mit allschuldigem respect.

Nickel Schuch
St. Wendel
d. 7. Feb. 1817

OB Cetto erteilt die Erlaubnis mit dem Bedeuten, daß er bey dem ersten polizey widrigen Verfahren, dieses Rechtes verlustig erklärt und ohne weiteres mit seiner Familie über die Grenze transportiert werden soll.

Vor der Hand hat derselbe seinen Vorweiß zur Reise nach Polen auf der Oberbürgermeisterei zu deponieren und dem Amtsschöffen hierüber das nötige zu eröffnen.

Schuch hat deponiert, und deshalb liegt der Vorweis im Stadtarchiv St. Wendel.

Die Familie Schuch war nicht die einzige, die auf noch nicht einmal halbem Weg umkehrte. Ich schätze, dass gut 2/3 der Reisenden umkehrte.

Jakob Schubmehl von Urweiler schrieb, er sei bis Frankfurt gekommen, dann habe ihm vor der Reise gegraut.

Das Gros der Rückkehrenden erklärte, dass ihnen in der Gegend von „Erfurth eine Menge Auswanderer begegnet seien, welche aus Pohlen zurückgekommen und ihnen versichert hätten, daß gar keine Unterstützung daselbst zu hoffen, sondern vielmehr diejenige, welche ohne Geld dahin kämen, sich keineswegs durchbringen könnten, worauf sie sodann die Rückreise angetreten hätten“.

Und nicht für alle ging die Rückkehr gut aus. Denn die Coburger selektierten aus, wen sie wieder haben wollten oder nicht.

Bei der Abreise war Oberbürgermeister Carl Cetto von der coburgischen Landesregierung mit der Abwicklung der Auswanderungen betraut worden.

Er sollte allen, „welche ohngeachtet aller ihnen gemachten Vorstellungen auf ihrem Vorsatze verharren, nach Rußisch Pohlen auszuwandern, die nöthigen Reisepässe ausfertigen und einhändigen, unter der besondern Bedingnis, daß

diesselben mittelß Handtschlag an Eides statt förmlich angeloben, daß sie auf keinen Fall die hiesigen Lande wieder betreten wollen.“

Deshalb erhält er am 27. November 1816 einen Brief, die „Nichtaufnahme des Heinrich Lehmann und Aufnahme des Peter Krämer von Alsfassen in hiesigem Lande betreffend“.

„Es wird andurch eröffnet, daß Wir es genehmigen, daß dem Heinrich Lehmann als einem hinderlichen gefährlichen Menschen die Aufnahme in hiesigem Lande verweigert, der betrogene Peter Krämer aber angenommen wird.

Es ist hiernach wegen der Fortschaffung des ersteren und der Wiederaufnahme des letzteren das Erforderliche zu verfügen.“

Sie erinnern sich an Nikolaus Hemmer und seine Ehefrau Anna Maria Müller, die ein Jahr nach den Krämers nach Russisch-Polen auswanderten? Die Familie blieb dort – bis auf den ältesten Sohn, Johann, geb. 1789. Johann Hemmer blieb kein Jahr in der Ferne. Noch in Polen heiratete er Katharina Liesmann aus Freisen.

Ihre Tochter Franziska kam 1817 in Polen zur Welt, dann wanderte das Paar nach Bliesen zurück. Franziska starb im Dezember 1818 in Bliesen. In ihrem Sterbeeintrag steht als Geburtsort „Habianitz“, mit ein bisschen Phantasie auch als „Gabianitz“ lesbar.

Im Internet fand ich bei „Maps“, der Tochter von Herrn Google, die Stadt „Papianice“, aber die liegt nur 20 km von Lodz entfernt und auf der falschen Seite der Weichsel.

Sie hatten weitere fünf Kinder – mit der letzten Tochter Katharina starb die Ehefrau im Oktober 1827 im Kindbett.

Die vier Kinder dazwischen – Katharina, Peter, Michael und Elisabeth – wurden alle in Bliesen geboren, aber keiner blieb dort. Sie wanderten alle vier um 1845 in die USA aus.

Die Auswanderung nach Übersee ging in der Hauptsache in die beiden Amerikas, das nördliche wie das südliche. Die waren für mich immer das interessanteste Forschungsgebiet und da speziell das nördliche Amerika bzw. die USA. Was nicht zuletzt daran lag, dass ich zwar Deutsch verstehe und Englisch spreche, aber nur ein bisschen Französisch und kein Wort Spanisch oder gar Portugiesisch. Weshalb ich mich von Forschungen nach Brasilien eher zurückgehalten habe.

Aber auch auf dem Gebiet, was heute die USA ausmachen, habe ich meine Favoriten. Ich blieb so gut wie immer an der Ostküste und dort bevorzugt im Bundesstaat New York.

Das fing u.a. mit dem Standardwerk für Auswanderungen in unserer Gegend an – dem zweiten Band von Josef Mergens Buch über Auswanderungen im 19ten Jahrhundert. Darin steht, dass viele Auswanderungen in die USA aus dem St. Wendeler Land im 19ten Jahrhundert in einen Ort namens Dansville führten. Und der läge im amerikanischen Bundesstaat Ohio. Leider gibt Mergen seine Quellen nur sehr pauschal an – und so gut wie nie auf den Einzelfall bezogen. Tatsächlich stieß ich gut zehn Jahre später im hiesigen Stadtarchiv auf die Quelle, auf die sich Mergen einst bezogen hatte. Und dort steht tatsächlich in einem Brief, den ein Ausgewanderter nach Hause schrieb: „Dansville in Ohio“.

In Ohio gibt es aber kein Dansville, sondern nur ein Danville. Und dort wusste man nichts von Auswanderern aus unserem Raum. Ich habe seinerzeit nachgefragt.

Und dann half der Zufall, als an einem Mittwochabend des Jahres 1995 ein Amerikaner bei uns anklopfte und nach dem Wohnhaus der Familie Altmeyer in Alsfassen fragte. Joe Resch, der damals noch in Washington, D.C., wohnte – drei Blocks vom Capitol – entfernt, brachte mich auf die richtige Spur. Dansville liegt nicht in Ohio, sondern im amerikanischen Bundesstaat New

York. Und zwar ziemlich weit oben – nicht weit von der kanadischen Grenze. Etwa anderthalb Stunden südöstlich der Niagara-Fälle.

Dorthin waren seit den frühen 1830ern Leute aus St. Wendel, Alsfassen und Breiten, Oberlinxweiler, Remmesweiler, Urweiler und Baltersweiler, aber auch Alswweiler und Tholey ausgewandert. Sie hatten sich auf einem sandigen Hügel südlich von Dansville niedergelassen, der genau diesen Namen trug: „Sandy Hill“. Ihre rohen Häuser aus Holz bauten sie um eine ebenso primitive Kirche, das erste und lange Zeit einzige katholische Gotteshaus weit und breit, die heute noch – obwohl schon vor über 120 Jahren abgerissen – „die Mutter der Kirchen“ in der dortigen Diözese genannt wird. Eine Cholera-Epidemie löschte die kleine Siedlung fast ganz aus, die Überlebenden zogen hinunter ins Tal in einen kleinen Ort namens Perkinsville. Sie gründeten zwei Pfarreien, die katholische – Heiligherz – und die protestantische St. Peter. Bis kurz nach 1900 wurde in Perkinsville fast ausschließlich deutsch gesprochen. Erst der Erste Weltkrieg machte dem ein Ende.

Im Jahre 1896 wandte sich der Pfarrer der katholischen Pfarrei, Rev. Alois Huber (aus Passau), an den Trierer Bischof Felix Korum und der ließ ein Partikel der Wendalinusreliquie aus St. Wendel nach Perkinsville schicken, wo sie heute noch in der Kirche aufbewahrt wird. Ein Stück Heimat in der Fremde.

Nach den Auswanderern kehren wir zurück zu den Einwanderern.

Gerade von dem ältesten, den ich finden konnte, kennen wir den Namen nicht. Er passt zwar zeitlich nicht ganz in unseren Rahmen, er fällt eigentlich ganz raus, aber...

Im Sommer 2005 haben wir bei Grabungen in den Ruinen der römischen Villa von Alsfassen bei uns vor der Tür diese Münze gefunden.

Gesäubert wurde sie von Johannes Naumann aus Thalexweiler, bestimmt von Achim Schmitz aus St. Wendel.

Geschlagen – also hergestellt – wurde sie in der Mitte des 3ten Jahrhunderts nach Christus in Viminacium geschlagen. So hieß eine Stadt und ein Legionslager in der Provinz Moesia Superior bei Kostolac im heutigen Serbien, etwa 50 km östlich von Belgrad. Auf der Karte rechts unten an der Spitze des roten Pfeils. Der blaue Pfeil links oben zeigt auf die Stadt Augusta Treverorum, das ist das heutige Trier.

Entfernung: gut 1500 km. Interessant ist, dass die Münze schon 200 km außerhalb ihres Herstellungsortes keinen Wert mehr besaß. Ein Händler hätte also mit ihr nichts anfangen können. Deshalb nehmen wir an, dass ein römischer Soldat, der nahe Viminacium stationiert war, sie als Andenken mitnahm. Und wie wir heute aus dem Urlaub aus fernen Ländern Andenken mitbringen, mag sie schließlich in dem Haus in Alsfassen gelandet sein. Ach, könnte man sie befragen, sie hätte bestimmt eine tolle Geschichte zu erzählen.

Zwei Familien, die in St. Wendel keine unbedeutende Rolle spielten, möchte ich hier kurz nennen:

Unser Landesherr in St. Wendel war im Alten Reich (also bis etwa 1800) der Kurfürst von Trier. Sein Territorium war das sog. Kurfürstentum Trier. Dieses war in kleinere Verwaltungseinheiten unterteilt, die man Ämter nannte. Der Hauptsitz des Amtes St. Wendel war die Stadt St. Wendel. So gab es auch ein Amt Welschbillig mit dem Hauptsitz in der Stadt Welschbillig.

Von dort kam im späten 16ten Jahrhundert die Familie Dhame nach St. Wendel. Gerd Schmitt hat 2014 über sie berichtet.

Ihren Namen „Dhame“ kennen wir aus verschiedenen Urkunden aus verschiedenen Jahrhunderten in verschiedenen Varianten.

Der Grund ihrer Einwanderung in St. Wendel war wirtschaftlicher bzw. politischer Natur, denn sie kamen als Beamte des Kurfürsten.

An den Gedanken musste ich mich erstmal gewöhnen, denn ich sah diese „mächtige“ Familie in St. Wendel immer als eine Art Urgestein an, als jemand, der immer schon da war und bis zu seinem Niedergang Ende des 18ten Jahrhunderts die Geschicke der Stadt eindeutig lenkte.

Ich hätte sie nie als Einwanderer bezeichnet, aber genau das waren sie. So ähnlich wie nach 1814 die coburgischen Beamten nach St. Wendel kamen und sich hier niederließen, quasi als Pendler, deren Arbeitstag – morgens anreisen, abends wieder gehen – sich in Jahren bemaß – 18 bei den Coburgern, 200 bei den Dhames.

Über andere Zuwanderer nach St. Wendel wissen wir aus dem 18ten Jahrhundert durch das sog. Bürgergeld. Alle neuen Bürger mussten eine Gebühr bezahlen. Ihre Namen kennen wir aus Listen, die u.a. im Stadtarchiv aufbewahrt werden.

1790

Der Schlossermeister Johann Ruf stammt aus Löffelstelzen im Deutschordensoberamt Mergentheim. Er wohnte schon mindestens 20 Jahre hier; seine erste Ehefrau Anna Maria Weisgerber ist am 16.1.1770 gestorben.

1797

Der Hutmacher Johann Peter Becker aus Metzgerbolchen

Der Anton Istner von Markk्रेitz in Ungarn

Auch die Mitglieder der Familie Cetto – quasi die Nachfolger der Familie Dhame – sind Einwanderer gewesen, wie man an ihrem Namen unschwer erkennen kann. Sie kamen um das Jahr 1700 aus Oberitalien nach St. Wendel.

Sie kamen im Zuge einer großen Auswanderungsbewegung gegen Ende des 17ten und zu Beginn des 18ten Jahrhunderts in unsere Region. Ein Historiker namens Angelo Pavesi hat sich bereits 1778 mit diesem Thema beschäftigt. Er erkannte, dass die landwirtschaftliche Produktion der Provinz Como nicht für

die gesamte Bevölkerung ausreichen konnte, dass diese also auf andere Einkünfte angewiesen war:

„So haben sich seit einiger Zeit, und nicht schon seit vielen Jahrhunderten, wie jemand vermutet hat, unsere Comasken in verschiedene Teile Europas begeben, und weil die einen auf die anderen folgten, haben sich regelrechte Kolonien gebildet, die in die Tausende gehen. Sie ziehen in verschiedene Länder, und die meiste Zeit sind sie dort in vielerlei Künsten und Berufen beschäftigt als Händler, Landmesser, Architekten, Maler, Maurermeister, Gastwirte, Dienstleute und schließlich die größte Anzahl ist unter dem gemeinen Namen „Barometri“ bekannt, das sind kleine Händler in allen Arten von Waren.“

Bei uns nennt man sie Krämer.

Die Cettos kamen über Meisenheim nach St. Wendel, wo sie die Geschäfte der Familie Vacano übernahmen, mit denen sie verwandt waren. Philipp Jakob Cetto wurde 1760 als Neubürger aufgenommen und heiratete Maria Elisabeth Wassenich, deren Familie ebenfalls als Einwanderer in zweiter Generation in St. Wendel ansässig war. Cetto engagierte sich in der Stadtverwaltung und baute sein Geschäft im Haus an der Ecke Balduin- und Schloßstraße kontinuierlich auf. Lange vor seinem Tod 1793 war damit aus dem Krämer ein Kaufmann geworden. Seine beiden Söhne erweiterten das Geschäft auch über die Landesgrenzen hinaus.

Im Oktober 1820 stellten sie einen jungen Mann aus Zweibrücken in ihrem Geschäft ein. Er war 20 Jahre alt und kam auf Empfehlung nach St. Wendel. Sein Name: Franz Bruch.

Der Empfehlende war der Zweibrücker Geschäftsmann Andreas Chanton, der am 15 Oktober 1820 an die Herren Gebrüder Cetto in St. Wendel schrieb:

„Bringer dieses Franz Bruch ist der junge Mensch, der sich mit ihrem Brief vom 2ten dieses Monats bey Ihnen einstellt, um als Handlungsdiener einzutreten.

Ich empfehle Ihnen den selben in ihre Gewogenheit, und grüße Sie sämtlich auf's freundschaftlichste. A. Chandon"

Bruch arbeitete sich in der Handlung der Brüder Cetto hoch, bis er sich 1828 entschloss, zu heiraten und sich selbständig zu machen. Dazu bedurfte er aber der Bürgerrechte der Stadt St. Wendel, die er im Januar 1828 erhielt:

„Im Namen Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs Ernst des 1ten

Nachdem die Herzogliche Oberbürgermeisterei den Entlassungs=Schein des Franz Bruch aus dem Königlich Bairischen Unterthanen-Verbande eingereicht hat; so wird die Aufnahme des Kaufmanns Bruch zum hiesigen Bürger und Unterthan genehmigt.

St: Wendel am 9ten Jenner 1828

für die herzogliche Regierung gez. Brückner"

Eine Bemerkung am Rande: In St. Wendel geht man immer davon aus, dass Bruch die Handlung der Cettos übernommen hat. Wenn man sich allerdings seine erste Geschäftsanzeige anschaut, sieht man, dass das nicht so war:

Wo genau er diese Handlung eröffnete, wissen wir nicht. Er heiratete am 5. Februar Elisabeth Lyon aus der unteren Luisenstraße, deren Mutter die Handlung ihres 1805 verstorbenen Ehemanns leitete. Das sind die Häuser zwischen dem Geschäft Pfaff bis ehemals Radsport Fuchs. Dort wird er irgendwo angefangen haben, bevor er 1829 das Haus oben am Fruchtmarkt kaufte.

Er war nicht der Einzige aus der Familie, der seine Heimat verließ.

Von seinen vier Geschwistern, die das Erwachsenenalter erreichten, blieb nur einer, der jüngere Bruder Josef, in Zweibrücken. Von seinem Zwillingbruder Josef wissen wir so gut wie nichts, außer dass er 1833 in Zweibrücken

heiratete und dann mit seiner Ehefrau nach Paris zog. Dort verliert sich jede Spur von ihm.

Seine beiden Schwestern Katharina und Theresia wanderten mit ihren Ehemännern nach Amerika aus und ließen sich in Troy, später in Poughkeepsie im Norden des Bundesstaates nahe der Hauptstadt Albany nieder. Sie wurden begleitet von ihrer Mutter Anna Maria, die nach dem frühen Tod ihres Ehemanns 1814 nichts mehr in Deutschland hielt. Ihr Familiengrab findet sich heute noch auf dem St. Peter's Cemetery in Poughkeepsie, NY.

Nachfahren der Töchter wohnen heute in New Hampshire.

Zu guter Letzt will ich Ihnen von einem weiteren Einwanderer erzählen, an den ich nie gedacht hätte und über den ich mehr oder weniger zufällig gestolpert bin.

Über mich selbst.

Hier ist die ganze Linie, ich habe sie in der Mitte getrennt, damit Sie sie besser lesen können.

Unten links:

Ich wurde geboren im Elternhaus meiner Mutter in Alsfassen. Aufgewachsen bin ich in Baltersweiler, wohne aber seit 18 Jahren wieder in Alsfassen.

Das macht mich zu einem zielgerichtet nicht freiwillig ausgewanderten zielgerichtet freiwilligen Rückwanderer.

Mein Vater Horst stammt aus und wohnt in Baltersweiler mit einem kurzen Abstecher nach Alsfassen.

Sollen wir? Er ist ein zielgerichtet freiwillig ausgewanderter zielgerichtet freiwilliger Rückwanderer. Jetzt isses aber gut.

Sein Großvater Nikolaus stammte aus Grügelborn, wohnte in Baltersweiler und fiel im Ersten Weltkrieg in Frankreich.

Dessen Vater Jakob wurde in Freisen geboren, arbeitete wie die drei Generationen nach ihm in Neunkirchen auf der Hütte und wohnte in Grügelborn.

Franz Geiger stammte aus Reitscheid und wohnte in Freisen.

Mir ist bei der Zusammenstellung aufgefallen, dass bisher alle meine männlichen Vorfahren nach der Heirat in den Wohnort ihrer Ehefrauen umgezogen sind.

Ich auch.

Das setzt sich auch bei Franzens Vater fort, der ebenfalls Franz hieß und in Bleiderdingen geboren wurde. Er zog nach Reitscheid.

Und weiter geht's Johann Michael Geiger geboren in Wörsbach bei Schallodenbach (ja, ich weiß, e rischdischa Pälzer, die Schann, die Schann). Er zog nach Leitzweiler, das ist eins der hungrigen Dörfer auf der Heide oberhalb von Hoppstetten.

Sein Vater Franz Xaver Geiger, war aus Burgberg im Allgäu - einem Vorort von Sonthofen - in die Pfalz gekommen und hängen geblieben. Schlimm, die 50 km hätte er sicher auch noch geschafft.

Warum er kam - Sie sehen die Zeit, also nach 1700 - könnten wir ggf. vermuten.

Mit seinem Vater Jakob Geyer endet die Linie, weil die Geburtsregister von Sonthofen von 1670-1699 fehlen.

Mein Vortrag endet hier auch.

Vielen Dank fürs Durchhalten und Zuhören.